

Emma Marx: Meine kurze Biographie aufgeschrieben 2012

Ich heiße Emma Marx (geb. Oser), bin am 10. Februar 1937 geboren, in Hüttenhof, an der Grenze zu Oberösterreich im Böhmerwald. Dieser Ort existiert nur mehr im Herzen, denn er ist in den fünfziger Jahren zerstört worden, wegen dem Grenzmilitärgebiet. Vom Haus blieben ein wenig die Grundmauern, hochgewachsene Bäume und Sträucher. Der verwitterte Apfelbaum, Fliederstrauch, Johannisbeerstrauch, Stachelbeerstrauch und alte Kirschbäume haben all die Jahre überstanden. Der Schwarzenbergische Schwemmkanal und die kleinen Bächlein, die in ihn münden, sind noch gleich. Man findet im Kanal noch die Wasserquelle, die den feinen Sand nach oben spült und tanzen lässt. Gerade bei unserem ehemaligen Haus ist so eine Quelle.

Ich war die Vorletzte von fünf Kindern. An so manches kann ich mich erinnern, als ich noch klein war. Ich hatte sehr lange den Schnuller gelutscht. Die Mutter hatte zu tun ihn mir abzugewöhnen. Einmal kam der Onkel aus Linz, sie wollte, dass ich zur Vernunft komme, aber ich musste ihn haben. Sehe mich noch heute, wie ich mich hinterm Bett versteckte. Als Kind musste ich im Haushalt schon viel arbeiten. Auch draußen den Weg beim Haus und das Steinpflaster kehren. In den Ferien ging ich mit meiner jüngsten Schwester nach Josefthal in den Kindergarten, wo wir auch gepflegt worden sind. Alles hat mir nicht geschmeckt, besonders Spinat und rote Grütze konnte ich nicht runterbringen. Die Lehrerin drohte uns mit einem aufgesetzten Eselskopf. Der Spinat gehört heute zu meiner Lieblingsspeise, aber der Grütze kam ich bis heute nicht auf den Geschmack. Mit der Kindergärtnerin sammelten wir im nahen Buchenwald Bucheckern. Da gab es dann gute Kekse davon. Es war für sie bestimmt eine langwierige Arbeit beim Auslösen. Es war der Krieg und alles Genießbare wurde verwendet. Manchmal bekamen wir beim Heimgehen ein Bonbon, aber ich bekam einmal keinen, weil ich nicht folgte. Es war bestimmt öfters, denn ich war schlimm. Daheim bekamen wir nur selten Kandiszucker.

Es kam der erste Schultag. Auch ein Gedenktag für mich. Ich bekam ein neues Kleid, kombiniert aus Barchent und Schnürsamtstoff. Stellte mich vors Bett in der Stube. Die Mutter sagte zu mir: „Du bist heute so brav.“ Meine zwei Brüder nannten mich „Schleiferin“. Das ist keine besonders schöne Benennung für ein Mädchen gewesen. War das einzige Kind mit blonden Haaren. Sie ärgerten mich mit diesem Spruch: „Weißschädel, Weißschädel, dschim, dschim, dschim, forma mit da Dampfmaschin, Dampfmaschin is broucha, forma nächste Wocha.“ Bis siebzehn Jahre hatte ich zwei dicke Zöpfe. Dann ließ ich sie mir abschneiden, ohne Einwilligung der Mutter. Fürchtete mich, wenn ich nach Hause komme, ohne Ohrfeige ging es nicht ab.

In die deutsche Schule ging ich eineinhalb Jahre, dann wurde die Schule geschlossen. Es war das Jahr 1945. Da änderte sich so vieles, was man gar nicht ahnte. Es kamen die ersten Flüchtlinge. Welche aus Berlin, aus Schlesien und die Letzteren aus Krumau. Wo es ein wenig möglich war, musste man Flüchtlinge aufnehmen.

Für uns Kinder war es nicht schwer, vor allem für die Jüngeren. Wir verstanden die Umstände nicht und die Fremdenkinder waren unsere Spielfreunde. In unsere Schule kamen auch Flüchtlinge. Wir hatten eine Zeit den Unterricht im Gasthaus, aber nicht lange. Dann war der Krieg bereits aus. Es kamen die Amerikaner, die in etlichen Scheunen hausten. Bei meinem Onkel waren sie auch und nebenan im Wald. Da trauten wir Kinder uns hin, denn das war was ganz Neues für uns. Beim Lagerfeuer beobachteten wir sie, wie sie sich auf einem Stab getrocknete Eier backten. Manchmal bekamen wir auch was Genießbares von ihnen. Sie kamen auch zu uns um frische Eier. Auch ein Neger war dabei, der sehr freundlich war und meine zwölfjährige Schwester auf den Schoß nahm und sagte, dass er so eine Tochter hat. Für uns war es der erste Neger, den wir sahen. Diese Zeit mit den Amerikanern war ein Abenteuer für uns Kinder. Geschont haben sie nichts. Sie fuhren durch die Äcker mit den schweren Autos, hinter denen breite Furchen blieben. Wir gingen sie durch und fanden etliche brauchbare Gegenstände. Das war was für uns.

Eines Tages wurden auf unserem Hausacker oberhalb des Schwemmkanals Geschütze aufgestellt. Auch das war für uns was ganz Neues. Die Eltern waren so besorgt und wir spürten die Ängstlichkeit. Am Abend wurde dann geschossen und zwar nach Oberplan. Es war unmittelbar vor dem Kriegsende. Der Bürgermeister in Oberplan wollte sich nicht ergeben, darum wurde geschossen. Wir Kinder schauten an der Ecke vom Haus hervor, aber der Schrecken hat uns zurückgestoßen.

Der Krieg war aus, die Amerikaner zogen fort und ein Ereignis schlug sich mit dem anderen. Die Leute hatten Angst und horchten Radio aus England. Meine Eltern gingen zu dem Nachbarn hören, denn wir hatten keines. Alle Erwachsenen waren verunsichert und wussten nicht, wie es weiter gehen wird. Es kamen weitere Flüchtlinge und die kamen auch betteln.

Meine Mutter hatte immer eine offene Hand für sie, denn sie sagte, der Hunger tut weh. Wir hatten nie Hunger, weil wir uns von der Landwirtschaft selbst ernährten. Die ersten Tschechen kamen. Meistens Soldaten, in grauen Uniformen, welche nicht mehr so zutraulich waren wie die Amerikaner. Es ging Angst von ihnen aus. Wir sagten, es sind Partisanen. Zum ersten Mal hörte ich das

Wort. Unter den Tschechen wurden Kommissare benannt, das war der weitere Schock für uns. Die hatten eine große Macht in unserer Ohnmacht. Sie konnten in die Häuser und raubten, was sie wollten. überhaupt, sie hatten freie Hand und niemand konnte ihnen was antun. Unser Recht auf Hab und Gut war weg und wir mussten nur gehorchen, was wir vorgeschrieben bekamen. Die Wertgegenstände mussten an eine bestimmte Stelle abgeliefert werden. Auch kein Schwein durfte man mehr halten. Die traurige Zeit nahm ihren Lauf und es war keine Ruhe mehr für lange Zeit.

Dann kamen die Männer dran. Die, die in der Henlein-Partei oder im Freikorps gewesen waren, wurden verhaftet und kamen vors Budweiser Kriegsgericht. Mein Vater war immer noch bei uns, aber die Mutter befürchtete, dass auch er eines Tages abgeführt wird. Sie sagte immer, er soll nach Österreich über die Grenze gehen, aber seine Antwort war, ich habe Niemandem was getan. Nur war er auch bei der Henlein-Partei gewesen. Er hatte viele Bekannte in Österreich, da er Viehhändler war und immer nach Aigen-Schlögl das Vieh auf den Markt trieb. Er wollte uns nicht verlassen, obwohl manche Männer über die Grenze gingen. Es war ja gar nicht weit und vieles wäre uns erspart geblieben. Eines Tages holten sie unseren Vater und, wie wir erfuhren, auch unseren Förster. Das waren die zwei letzten Männer im Dorf. Es kamen zwei Männer beim Vordereingang und zwei beim Hintereingang herein, durch die Ausnehmerwohnung, wo die Flüchtlinge wohnten. Die Mutter ging schnell auf den Dachboden, wo wir das Geräucherte hatten. Es war bereits das halbe Schwein. Sie schnitt ein Stück herunter und versteckte es in einem Leinentischtuch. Dann wurden alle Truhen durchgesucht, wo etwas aufbewahrt wurde. Sogar die Schulsachen, die wir im Regal in der Stube hatten, wurden ausgeräumt und auf den Boden gefegt. Das Bett der Eltern wurde durchwühlt und dabei fiel mein einziger Tennisball auf den Boden. Wir mussten beim Tisch sitzen, das hielt ich aber nicht aus und holte mir schnell den Ball, denn er war mein einziges Spielzeug.

Die Mutter musste dem Vater etliche Sachen einpacken zum Mitnehmen. Was halt erlaubt war. Seit diesem Tag sahen wir den Vater achtzehn Monate nicht. Er wurde nie verurteilt.

Nun musste die Mutter alleine wirtschaften mit den Brüdern, die älter waren als wir drei Mädels. Meine Schwester packte auch fleißig zu, trotzdem sie erst zwölf war. Wir hatten achteinhalb Hektar Grund. Dabei hatten wir manche Felder und Wiesen weit entfernt von unserem Haus. Ich habe im Sommer dem Vater oft das Mittagessen hingetragen. Eine dreiviertel Stunde Fußweg musste ich gehen. Auch manchmal durch den Wald. Ich war damals acht Jahre alt.

Wir durften nicht zusperren, so musste immer wer zuhause bleiben. Einmal, an einem Sonntag, war ich an der Reihe. Die Mutter ging mit den Geschwistern in die Kirche nach Glöckelberg. Mit meiner jüngeren Schwester war ich daheim. Es kamen zwei Partisanen, wie wir immer sagten, und sie kamen in die Stube. Einer konnte Deutsch und fragte nach den Eltern. Wir mussten sagen, wo diese sind. Bestimmt hatten sie eine Freude, dass wir alleine waren und ihr Vorhaben leicht ausüben konnten. Sie gingen auf den Dachboden, wo wir die zwei Truhen hatten und holten sich, was ihnen passte. Nahmen uns Dirndlstoffe und Fallschirmseide, was die Mutter für uns Mädels hatte. In der Stube hatte ich auf einer Bank ein wenig selbst gemachtes Spielzeug, da fragte mich einer, ob es mir gehörte. Dann gingen sie. Pflückten sich noch ein paar Pflaumen und verschwanden.

Die Mutter fuhr manchmal zum Vater nach Budweis. Zu oft war es nicht, denn wir hatten nicht viel Geld. Der Vater konnte nur selten schreiben. Ich bekam die Briefe, die er schrieb, von meinem Bruder. Es waren nur Bitten. Die Mutter soll ihm Kartoffelknödel bringen oder Wäsche, warme Socken, Seife und andere genießbare Sachen, die ein wenig haltbar waren. Ein Brief ist vom 10. Februar, er erwähnte nicht meinen Geburtstag. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir einen gefeiert hätten. Nur den Muttertag haben wir immer gefeiert. Die Briefe wurden zensiert, so konnte er gar nichts aus dem Gefängnis erwähnen. Natürlich hatte er Hunger, denn er musste hart arbeiten. Manchmal gab ihm heimlich ein Tscheche ein Stück Brot, wenn die Luft rein war. Später erkrankte er und es ging ihm schlecht. Er war blass und aufgeblasen.

Das Leben musste weiter gehen, wenngleich es viele Sorgen brachte. Der Winter kam und für uns die Winterfreuden. Da trat mehr Ruhe ein und Geselligkeit. Die Weihnachten waren schlicht wie immer und wir waren zufrieden. Die Mutter war eine gute Köchin und konnte aus Kartoffeln so gute Speisen machen. Das Butterschmalz und der Rahm gaben den richtigen Geschmack. Hunger hatten wir nie zuhause, der kam erst später.

Der Winter war vorbei und die Zeiten wurden immer unsicherer. Die Mutter hielt viele schlechte Nachrichten von uns fern. Es wurde schon von der Vertreibung geflüstert. Viele Häuser wurden von den Tschechen besetzt und die Besitzer mussten raus oder in das Ausnehmerstübchen. Sie mussten für den neuen Besitzer arbeiten um ein wenig Essen. Manchen ging es sehr schlecht, aber es gab Fälle, denen es doch besser ging. Es kam auf den Besitzer an. Auf jeden Fall war es eine große Demütigung. Die Aussiedlung fing an. Zuerst kamen die älteren und schwangeren Frauen dran. In den Häusern blieb das Vieh zurück und das musste

gefüttert und gemolken werden. Die Mutter musste auch zu den Nachbarn füttern gehen. Natürlich gingen wir Kinder mit. Wir stöberten in den wenigen zurückgelassenen Sachen herum. Wie halt Kinder neugierig sind. Es war nichts Brauchbares für mich dabei. Eines Tages bekamen auch wir den Grünen Zettel, die Aussiedlung. Ich weiß noch wie ihn die Mutter hinter den Spiegel steckte, wo sie immer die Post hingab. Die Mutter jammerte, der Vater war nicht da und sie musste alles alleine bewältigen. Es war ein harter Schritt für uns alle. Wir bekamen vorgeschrieben, was wir mitnehmen konnten. Pro Person 50 kg. Vom Dachboden wurden die zwei Truhen gebracht und mit der Adresse beschriftet. Darin wurde unser Hab und Gut gestaucht. Den 20. August 1946 war es soweit. Ich musste noch die Stube auskehren. Schob die Auskehr hinter den Kachelofen und meinen geliebten Puppenwagen, den ich von einem Flüchtlingsmädels bekommen habe. Das war so hart für mich, aber ich konnte ihn nicht mitnehmen. Dann nahm die Mutter zwei Tontöpfe mit Milch und stellte sie vor die Haustüre für die Katzen. Die Mutter sperrte zu und wir wurden mit einem Leiterwagen nach Josefsthale gebracht zur Sammelstelle. Dann wurden wir auf ein Lastauto aufgeladen und über Glöckelberg nach Krumau ins Lager befördert.

Diesen Weg fuhr ich das erste Mal und dann nach vierundvierzig Jahren Anfang Mai wieder, nach Glöckelberg zur Besichtigung. Wie ich mit meinem Mann bei der Kirche ankam und den Friedhof sah und die devastierte Kirche, war ich erschüttert. An diesem Tag war die Grenze zu Österreich offen und viele Leute waren auf dem Friedhof. Ich war bestimmt die Einzige hier aus Tschechien, die von dort abstammte. Es war ein Schrecken für mich und ich konnte mich lange nicht damit abfinden, was da alles geschehen ist. Auf der anderen Seite war ich überglücklich, dass ich heim konnte, um meine lange Sehnsucht zu stillen.

Mit diesem Lebensabschnitt will ich meinen Bericht enden. Da war ich 53 Jahre alt. Nun vergingen 23 Jahre. Auch in diesen Jahren gab es viele Erlebnisse, die anders waren und mit der Freiheit zu tun haben. Auch schrieb ich nicht über die Innere Vertreibung ins Erzgebirge. Es würde für Sie zu lange sein.

Emma Marx